

Lernen von der Krise - ein kritischer Blick auf „Corona“

In den Wochen vor der Corona-Pandemie stieß ich bei Gemeindeberatungen immer wieder auf ähnliche Situationen: müde und ausgelaugte Mitarbeiter, nachlassende Bereitschaft, Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen, geringes Interesse an Gemeindeveranstaltungen, erhöhte Aggressivität und Ungeduld. Natürlich hat das damit zu tun, dass ich als Gemeindeberater eingeladen werde, wenn sich die Situation in der Gemeinde verschlechtert. Trotzdem fiel mir die Häufung der gleichen Zustände auf - mehr, als ich sie in meinen bisherigen 15 Jahren als freiberuflicher Gemeindeberater erlebt hatte. Es kam mir vor wie eine Art Überhitzung. Wenn ich dann dazu aufforderte, einmal alles zu lassen und sich auf das Wesentliche zu besinnen, wurde abgewunken. Die Angst war, dass sich die Gemeinde ganz verlieren könnte und Gemeindeglieder in andere Gemeinden abwandern würden. Dann kam der Corona-Lockdown und fast von heute auf morgen mussten die Gemeinden schließen - nicht einmal Gottesdienste konnten stattfinden.

Mir kam dabei immer wieder der Vers aus Hebräer 12,27 in den Sinn, in dem (sinngemäß) darauf hingewiesen wird, dass erschüttert werden muss, was erschüttert werden kann, damit das Unerschütterliche sichtbar wird. Der Sinn der Krise könnte demnach sein, dass das, was eigentlich wichtig und deshalb unerschütterlich ist, zum Vorschein kommt - die Gemeinde also zu ihren wesentlichen Wurzeln zurückfindet. Passiert genau das? Findet die Gemeinde zu ihrem eigentlichen Kern zurück? Ich fürchte nicht. Meine Beobachtung der Entwicklungen in der Corona-Krise und nun der Zeit, wo die Rückkehr zur Normalität möglich wird, lassen mich erschrecken. Wir haben scheinbar nichts gelernt.

Was ist passiert?

Sehr schnell, nachdem sich die Auswirkungen der Pandemie in erschreckender Weise zeigten, wurde der Ruf nach dem Staat laut. Ich fand es erstaunlich, wie hoch die Bereitschaft war, sich den Einschränkungen zu fügen - ja, sie wurden geradezu eingefordert. Aus der Krisenberatung weiß ich, dass in der Krise der Ruf nach „dem starken Mann“ normal ist. Man fühlt sich wieder wie ein schutzloses Kind und sucht Absicherung bei den Eltern. Weil man selbst nichts tun kann (oder nicht weiß, was man tun soll), delegiert man die Handlungsvollmacht an andere, Stärkere. Das ist verhängnisvoll, weil man damit die eigene Verantwortung abgibt, sich passiv, nur noch reagierend verhält - und sich dadurch noch ohnmächtiger den Umständen ausgeliefert fühlt. Problematisch war dieser Vorgang vor allem dadurch, dass vom Staat verlangt wurde, den Einzelnen vor den unberechenbaren Gefahren des Virus zu schützen - das heißt, vor dem anderen zu bewahren, der vielleicht das Virus in sich trägt. Der andere Mensch war bedrohlich! Die Angst griff um sich, er könnte mir zu nahe kommen und mir gefährlich werden - und steigerte sich bis zu einer kollektiven Phobie. Die Menschen zogen sich misstrauisch voneinander zurück, gleichzeitig klagten sie über Vereinzelung, über Beeinträchtigungen der persönlichen Freiheit nach dem Motto: Ich will keine Nachteile, aber ich will die Rundum-Garantie von Sicherheit und Schutz. Das verstärkte das sowieso schon grassierende Virus des Egoismus in unserer Gesellschaft. Die Nebenwirkungen der Abwehr der Pandemie wurden zum größeren Problem als die eigentliche Krise. So ist es oft: Die Maßnahmen gegen die Krise verstärken sie und machen sie letztlich zu einer ernsthaften Gefahr, denn die Möglichkeiten, ihr sinnvoll zu begegnen und sie konstruktiv gemeinsam zu bewältigen, sinken, wenn jeder nur panisch und egoistisch auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist.

Verstärkt wurde die unübersichtliche Situation durch eine hektische Berichterstattung. Vieles wurde behauptet, verstärkt bis zur Übertreibung, aufgebauscht und dann durch neue,

vielleicht sogar gegensätzliche Informationen ersetzt. Das erzeugte Irritation und verstärkte die Unsicherheit. Niemand wusste, was er glauben sollte und was wahr war. Kein Wunder grassierten bald die krudesten Verschwörungstheorien, denn jeder versuchte sich einen eigenen Reim auf die Vorgänge zu machen und eigene plausible Begründungen für alles zu finden. Fachleute bekamen viel Macht, sie waren die Wissenden - so lange, bis es klar wurde, das auch sie nur Vermutungen äußerten. In einer Krise ist eben das Problem, dass niemand genau weiß, was jetzt stimmt. Statt das zuzugeben (das haben nur wenige getan), wurde viel und wild behauptet. So kam zur eigentlichen Krise noch eine Glaubwürdigkeitskrise und das Gefühl verstärkte sich, dass man letztlich niemanden trauen kann.

Als weitere Erschwernis kam hinzu, dass durch den Lockdown alle Routinen ausgesetzt waren. Es war nichts mehr normal, die Struktur fehlte, die regulären, verlässlichen Parameter des Alltags. Die demokratischen Abläufe, die bislang gültigen Regeln wurden ausgesetzt. Jeder musste sich selbst zurechtfinden, seine eigenen Abläufe schaffen - und notfalls auch seine eigenen Gesetze erfinden. Unsere Gesellschaft zerfiel kurzzeitig in ihre Einzelteile, jeder stand mehr für sich als fürs Ganze und bahnte sich eigene Wege durch das Chaos. Den einen gelang das leichter, vielleicht weil sie innerlich unabhängiger waren, für andere war es kein Problem, weil sie auch sonst gewohnt waren, sich rücksichtslos durchzusetzen. Wenigen gelang es, die Krise auszublenden und so zu tun, als wäre alles wie immer, sie kümmerten sich einfach nicht um die allgemeine Panik - aber viele litten unter der Unklarheit der Situation, waren verunsichert, ängstlich, verstört.

Der Stresslevel stieg, die innere Anspannung nahm zu, viele Menschen waren bis zum Anschlag angespannt. Ich stellte fest, dass sich aufgrund einer erhöhten Gereiztheit Fehler häuften. Da die Aufmerksamkeit vor allem auf die eigene Stabilisierung fokussiert war, blieb keine Kraft mehr übrig, auf Details zu achten. So kam es zu mancher Unbedachtsamkeit, „zufälligen“ Häufungen von Unfällen, Versäumnissen oder Missverständnissen, die nicht mehr locker und humorvoll abgefedert werden konnten. Verstärkt wurde diese Anspannung dadurch, dass keine Erholungsbereiche möglich waren, die für einen gesunden Ausgleich hätten sorgen können: keine Konzerte, kein Theater, kein Kino - die kleinen Freuden und Erholungsmomente des Alltags. Die Perspektive auf Entspannung und Regeneration war gleich null, die Hoffnung auf einen baldigen Urlaub abgesagt.

Nach meiner Beobachtung führte der Lockdown vielfach nicht zur Beruhigung - man hätte ja jetzt einfach die gewonnene Zeit genießen können -, sondern zu einer vermehrten Aktivität. Maßnahmen zur Krisenabwehr verursachten eine sekundäre Umtriebbarkeit, die den normalen Alltag in den Schatten stellte: Abklärungen, organisieren, Masken herstellen, Beschäftigung der Kinder, Homeschooling usw. Allein schon, um alle Angebote im Netz wahrzunehmen, die zur Corona-Bewältigung wie Pilze aus dem Boden schossen, war anstrengend und zeitraubend. Die Bemühung, alles trotz der anderen Umstände unter Kontrolle zu behalten, überforderte viele und erzeugte eine zunehmende Gereiztheit.

Kein Wunder kam es zu dem Punkt, wo man nicht mehr bereit war, nur noch alles akzeptierend hinzunehmen. Die Ungeduld stieg und die Forderung nach dem Ausstieg aus dem Lockdown. An diesem Punkt stehen wir heute (17.6.2020). Dabei geht der Rückbau der Beschränkungen den einen zu schnell und den anderen zu langsam, die einen wollen vollständig zurück zur Normalität - aber der Weg dorthin ist nicht klar. Die anderen haben Angst vor dem, was noch (oder wieder) kommen könnte, und fühlen sich sicherer in einer eher begrenzten und geschützten Welt.

Wo sind die Gefahrenpunkte?

Kritisch wird es dort, wo man versucht, sich unter allen Umständen gegen den anderen durchzusetzen, wo man dickköpfig seinen eigenen Vorstellungen folgen will. Wo man nicht erkennen möchte, dass der andere vor mir und meinen Ansprüchen geschützt werden muss (nicht ich vor dem anderen), wo man nicht versteht, dass die eigene Freiheit dort aufhört, wo die Freiheit des anderen beginnt. An diesem Punkt führt Gereiztheit zu Wutausbrüchen, Unbeherrschtheit, Aggressivität. Wer jetzt seine Freiheit gegen den anderen leben will, gibt dem Virus Raum, denn hier wird der Abstand zu anderen überschritten, der notwendige Schutz voreinander missachtet und die eigenen Bedürfnisse überhöht. Im Gegensatz dazu müsste jetzt ein aufmerksames Gespür dafür entwickelt werden, wie weit man gehen kann und wo man besser aufhört. Die inneren Gefahrenanzeiger müssten sensibilisiert und eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des anderen entwickelt werden. Scheinbar ist das Gespür für eine wirkliche Gefahr und eine Haltung der Rücksicht dem anderen (und sich selbst gegenüber) verloren gegangen.

Statt zu einem wirklichen, echten, tiefen Miteinander führte die Krise eher zur Ausprägung einer Pseudogemeinschaft. Die Abstandsregelungen machten zwar eine neue Form des Kontaktes nötig: über den Gartenzaun, auf Distanz, per Telefon - und vor allem über die digitalen Medien. Hier ist teilweise auf erstaunliche Weise Beziehung gelebt worden. Aber das kann kein Dauerzustand sein. Beziehung braucht Nähe, persönlichen Kontakt, direkten Austausch, der maskenlose Blick in das Gesicht des anderen. Worte wie „gemeinsam“ und „miteinander“ erfuhren Hochkonjunktur - blieben aber vielfach nur Worte, es gab kein wirkliches Miteinander. Man blieb „drinnen“ und begrüßte die Menschen „draußen“. Wer anderen die Arbeit abnahm wurde zum „Helden des Alltags“ erklärt. Die einen verbarrikierten sich in ihren Häusern, die anderen wurden „geopfert“. Schlagworte wie „mit euch, für euch“ werden heute vermehrt von der Werbung genutzt, um durch das Gefühl von Hilfsbereitschaft den Verkauf und die Wirtschaft anzukurbeln. Die Folge ist eine noch oberflächlichere Form von Gesellschaft: Der Einzelne zählt mehr als das Ganze.

In der Krise kommen latente Konflikte zum Vorschein, Verwerfungen, die es bereits schon länger gab, werden sichtbar und wirken sich aus. So denke ich, dass die Corona-Krise die Entwicklung weg von einer Wertegesellschaft hin zu einer Statusgesellschaft beschleunigt und verstärkt hat. Nicht mehr Werte sind das Verbindende, sondern der Status bestimmt das Miteinander: das Einkommen, die beruflichen Möglichkeiten, die erworbenen Kenntnisse. Wer jetzt ein eigenes Haus mit Garten hatte, war im Vorteil, wer genug Geld hatte, musste sich nicht sorgen, wer einen Beruf hatte, in dem die Arbeit im Homeoffice möglich war, musste das Haus nicht verlassen, wer Kenntnisse hatte in IT und sich mit den digitalen Möglichkeiten auskannte, konnte von der Situation profitieren. So gab es Gewinner, denen die Krise nichts anhaben konnte, die sogar aus ihr einen Vorteil zogen - und andere, die absolute Verlierer waren, weil sie die Umstände nicht abfedern konnten. Die einen sahen „Corona“ als interessante Herausforderung - die anderen waren Opfer.

Und die Christen?

Ist „Corona“ eine Strafe für die unersättliche Wirtschaftsentwicklung weltweit, die immer mehr Wachstum möchte und zunehmend dem Kommerz die Werte opfert? Oder ist „Corona“ eine Plage wie beim Auszug des Volkes Israel aus Ägypten - Maßnahmen im Blick auf eine bevorstehende Befreiung, eine gravierende Veränderung? Ich habe für beide Erklärungen Begründungen gehört. Galt „Corona“ nur der „Welt“, um auf Gott aufmerksam zu machen? Auch das wurde diskutiert. Aber der Virus machte auch vor Christen und

Gemeinden nicht halt. Meine Meinung ist: Die Corona-Pandemie ist eine ernste Warnung Gottes an uns - vor allem für uns Christen.

Ich habe es als Freiberuflicher am eigenen Leib erfahren, wie es war, als ein Termin nach dem anderen abgesagt wurde und der Terminkalender sich immer weiter leerte, weil ich einen nach dem andern ausradieren musste. Dabei hatten die kommenden Monate bereits schon so gut ausgesehen. Die Corona-Krise bezeichnete das Ende aller Pläne, viele Vorbereitungen mussten gestoppt und Veranstaltungen storniert werden. Es gab plötzlich keine Planungssicherheit mehr. Alle redeten davon, dass es nun darum ginge, „auf Sicht zu fahren“. Was war mit unseren stolzen Plänen, unseren wichtigen und guten Überlegungen geschehen? Gott hatte sie durchgestrichen. Offensichtlich findet er sie nicht so wichtig. Bei allem, was wir dachten, im Griff zu haben, spürten wir nun Unsicherheit und eine abgrundtiefe Abhängigkeit - von was? Von den Umständen? Von Gott? Es wurde klar, dass wir vieles an Gott vorbeigeplant hatten, uns ausgereizt hatten in den vielen Möglichkeiten, im Bemühen um eine gute, attraktive Gemeindekultur. Die Gemeinde war dadurch zu einer kulturellen Einrichtung geworden, wie viele andere auch - und unterlag damit, wie der ganze Kulturbetrieb unserer Gesellschaft, dem Lockdown. Vieles war nun auf einmal nicht mehr wichtig und wir erfuhren: Es geht auch anders!

Wie wird es nun in Zukunft sein? Zurück zu der alten Hektik und Fülle von Angeboten? Oder könnte es in Zukunft vor allem darum gehen, statt einen Betrieb aufrechtzuerhalten, danach zu fragen, was Gott will: mehr Stille, mehr Hören, weniger Aktivität? Keine Veranstaltungen, bei denen sich der Einzelne in der Menge verstecken kann, sondern vielmehr das persönliche Glaubensleben, die konkrete Nachfolge Jesu? Im Augenblick jedenfalls sind viele Gemeindeleitungen damit beschäftigt, eine Notversorgung am Laufen zu halten und die erforderlichen, sich ständig verändernden Hygieneanordnungen einzuhalten. Ich beobachte: Die Bindung an die Gemeinde löst sich auf, man braucht sie nicht mehr - es gibt genug andere, bequemere Möglichkeiten, seine religiösen Bedürfnisse zu befriedigen.

Was bedeutete es, dass kein Gottesdienst mehr möglich war? Kein Lobpreis, keine Predigt, keine Gemeinschaft. Gott konnte offensichtlich gut auf unseren Lobpreis verzichten. Vielleicht stellten wir umgekehrt fest, dass uns etwas fehlte. Aber das zeigt nur, wie wichtig der Lobpreis für uns ist, zu unserer Erbauung und Erhebung beiträgt, etwas, das unseren menschlichen Bedürfnissen entspringt. Könnte diese Erkenntnis uns dazu bringen, neu darüber nachzudenken, wie wir Gott im Lobpreis verherrlichen - und weniger unsere eigenen Gefühle bedienen? Als dann in eingeschränktem Maß Gottesdienste wieder möglich waren, wurden wir aufgefordert, im Herzen mitzusingen, weil der Gesang nicht erlaubt war: Wie geht das - im Herzen singen? Müssen wir hier etwas Neues lernen?

Schwieriger wird es, wenn es keine Predigt mehr gibt: Wie wird dann das Wort Gottes ausgelegt, die Menschen auf Gott hin ausgerichtet? Vielleicht war das für viele ein Signal wieder die eigene Bibel hervorzuholen, um sich selbst mit dem Wort Gottes zu beschäftigen. Es wurde deutlich, welches Privileg eine wöchentliche Predigt ist und wie wenig wir dies geschätzt haben. Aber nun sind wir herausfordert, uns selbst um unseren Glauben zu bemühen: Bibelauslegungen, Hauskreis im Kleinen, per Telefon, die Stille Zeit, die wir uns selbst gestalten müssen. Viele Gemeinden haben schnell reagiert und die Christen weiter mit Telefongottesdiensten versorgt, es gab Predigten im Internet per Audio oder Video, live oder gestreamt, Tonträger von Predigten, die verteilt wurden - aber vor allem entwickelte sich schnell ein großer Markt von unterschiedlichsten Predigern, die Woche für Woche oder sogar täglich eine neue Ansprache ins Netz stellten. Man konnte aussuchen, was einem am besten gefällt - und mancher wird über den Tellerrand seiner eigenen Gemeinde

hinausgeschaut haben und wurde dabei in ganz neuen Bereichen des Reiches Gottes fündig. Aber wo bleibt der gelebte Glaube, die persönliche Beziehung in der Gemeinde vor Ort? Oder wurde nur wieder das Konsumverhalten der Christen bedient - noch einmal auf ganz andere, besondere Weise? Finden sie nach der Krise zurück in ihren eigenen „Stall“ oder bevorzugen sie weiterhin die religiöse Versorgung bequem im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee?

Am schmerzlichsten war der Verlust der realen Gemeinschaft mit lebendigen Schwestern und Brüdern, sie war nicht zu ersetzen. Wurde uns dabei bewusst, wie wichtig Beziehung für unseren Glauben ist? Wo wir früher oft unter der Andersartigkeit unserer Mitchristen gelitten hatten, vermissten wir sie nun. Eine notwendige Lernerfahrung Gottes? Gemeinschaft, persönliche Beziehung, das Du, das Gegenüber gehört zum christlichen Glauben, die Gemeinschaft des großen Wir, in dem Gott selbst gegenwärtig ist - das geht nicht digital. Der Weg zum Gottesdienst, die bewusste Entscheidung am Sonntagmorgen zum Aufbrechen, die persönliche Begegnung, das Wahrnehmen der Mitchristen, das Eintreten in den Gottesdienstraum, dem Kreuz auf oder hinter dem Altar gegenüberzutreten, das Stillwerden, aufmerken, sich konzentrieren, das gemeinsame Singen und Beten und das Abendmahl, das hörbare Vaterunser und am Schluss das Geschenk des Segens für den Alltag ganz persönlich zugesprochen bekommen - alles wichtige Bestandteile des praktischen Glaubens. Wir haben sie so selbstverständlich genommen und oft nicht gewürdigt. Nun wird ihre Bedeutung klar.

Aber vor allem zeigt sich, wie wichtig es ist, den eigenen Glauben zu pflegen, die eigene Entscheidung zur Nachfolge. In der Krise bewährt sich das, was uns wichtig ist. Das Wichtige festigt sich, alles andere wird nebensächlich. Was ist wichtig: Das Ich, das sich Jesus hingibt und zu ihm gehört. Das heißt: Die Zeit des konsumierenden, passiven Christseins ist vorbei und damit auch die mühsamen Versuche, die Kontrolle zu behalten, die eigenen Vorstellungen durchsetzen und die persönlichen frommen Bedürfnisse in den Vordergrund zu schieben. Wir können nicht mehr von anderen einfordern, dass es uns gut geht und wir das bekommen, worauf wir denken, dass wir einen Anspruch hätten. Und wir verstehen (neu), wie wichtig es ist, nicht nur die Hände zu desinfizieren, sondern vielmehr unser Herz zu reinigen - die Desinfektionsspender am Eingang zur Kirche machen uns darauf aufmerksam. Wir sollen mit Maske, verhüllt und demütig vor Gott treten. Es kommt nicht auf unser Singen und Reden an, sondern auf Gottes Wort. Wir sollen unsere Pläne loslassen und die Kontrolle aufgeben, auf Gott hören und tun, was er sagt. Gott macht seine Pläne, wir sollen gehorchen. Nicht auf unsere frommen Gefühle kommt es an, sondern auf das, was wir in der Nachfolge Jesu tun. Jetzt ist Buße und Umkehr nötig, die Veränderung unseres Herzens und unserer Einstellung. Das Gebet im Flehen zu Gott um sein Erbarmen ist das Gebot der Stunde! Jetzt zeigt es sich: Was ist unser Glaube wert, wenn es schwierig wird? Ist er echt, krisenfähig? Stehen wir auf einem unerschütterlichen Fundament?

Was heißt das für uns?

Ich denke, dass die Corona-Zeit eine ernste Warnung Gottes für uns ist: Wir sollen uns grundsätzlich und gründlich ändern. Die Pandemie ist ein prophetischer Weckruf für uns Christen, eine deutliche Warnung zur Vorbereitung für Kommendes. Wenn ich das so sage, erlebe ich auf der einen Seite ernste Zustimmung und auf der anderen Abwehr: Du bist ein Unheilsprophet, du willst dich nur wichtigmachen, diese Endzeitansagen haben gerade Konjunktur. Jede Prophetie polarisiert: Die einen glauben sie, die anderen lehnen sie ab - so war das schon bei den Propheten im Alten Testament. Was sollen wir also glauben? Durch dieses Dilemma wird die Krise noch stärker, nimmt die Unsicherheit zu. Da will man doch

lieber hören: „Alles wird gut!“ Aber das stimmt einfach nicht - zumindest nicht in dieser Welt. Es geht um eine Entscheidung, was ich für richtig halte - und dementsprechend werde ich mein Leben ausrichten. Keine Prophetie kann für sich eine objektive Wahrheit beanspruchen, sie ist ein Angebot, das angenommen oder verworfen werden kann. Sie zwingt nicht, angenommen zu werden, aber sie fordert zum Nachdenken heraus. Was für den einen eine Unheilsprophetie ist, ist für den anderen eine Möglichkeit, die Vorgänge ganz anders, neu zu sehen. Denn jede Prophetie hat die Aufgabe, auf den hinzuweisen, der dahintersteckt: Gott redet. Und wo Gott am Wirken ist, entsteht Hoffnung, neue Perspektive, Lebensmut, Glaubenskraft - nicht Angst, Entmutigung, Verzweiflung. Wir können uns unserer Angst stellen und sie aushalten.

Der Hinweis, dass es Gott ernst ist und er nicht länger duldet, dass wir unsere eigenen Wege gehen und ihn missachten, kommt nicht unvermittelt. Gottes Warnlampen blinkten schon länger auf höchster Stufe. Durch unsere Aktivität ist es uns allerdings gelungen, sie zu übersehen. Als Krisenberater konnte ich schon länger feststellen, was sich anbahnte. Wer aufmerksam sehen wollte, konnte erkennen, was nicht gut lief und dass sich mit zunehmender Geschwindigkeit eine ernsthafte Krise aufbaute:

Ich nahm eine „Überhitzung“ unserer Lebensbezüge wahr: Alles war zu viel, das Tempo zu hoch, es wurde viel organisiert und strukturiert - mit geringem Erfolg, das Leben wurde höchstens noch komplizierter. Der Druck nahm zu: Man wurde getrieben durch die eigenen Erwartungen oder den Forderungen anderer. Der Krankenstand wuchs, die Freude am Leben verringerte sich, wirkliches Ausruhen, Genießen gelang nicht mehr. Viele klagten über Burn-out-Symptome: Depression, Angst, Verweigerung. Man zog sich zurück, misstraute einander, bewertete den anderen, versuchte besser zu sein, Misstrauen grassierte. Einzelne taten immer mehr, während andere ausstiegen und sich nur noch um sich kümmerten. Eine Veränderung löste die andere ab, aber es wurde nichts besser.

Unsere Gesellschaft wurde durch eine weltweite Vernetzung unübersichtlicher. Firmen fusionierten, kollabierten, Wachstum war das Credo. Durch die Mehrbelastung Einzelner erhöhte sich die Aggressivität, die Ungeduld, der Egoismus. Wirtschaftliches Auf und Ab jagte die Menschen und hinderte sie, zu Besinnung zu kommen. Die digitalen Medien und Netzwerke taten ein Übriges: man war ständig bis zum Anschlag mit Unwichtigem beschäftigt. Einzelne bekamen immer mehr Macht und Einfluss. Die Folge: Unruhen nahmen zu bis hin zum gewalttätigen Ausbruch. Das alles sind Hinweise, dass es nicht gut läuft, alles könnten Warnungen für uns sein, endlich zu erkennen, dass wir umkehren müssen.

„Corona“ könnte uns zwingen, dies alles endlich wahrzunehmen - um Grundsätzliches zu verändern. Wer die Warnung Gottes nicht hören und sehen will, ist taub und blind - oder aber er will es nicht wahrnehmen. Es ist doch so offensichtlich: wenn die Entwicklung so weitergeht, stehen uns herausfordernde Zeiten bevor.

Ich sah neulich vor meinem inneren Auge ein Bild: ein großes, altes Haus mit vielen Stockwerken und Nebengebäuden. Das Haus ist an einem steilen Abhang gebaut. Nun fängt es an zu rutschen. Es ist vieles durch die Entwicklungen unserer Zeit und unseren Unglauben in Schiefelage geraten, keine Wunder droht der Absturz. Es werden Warnungen gerufen. Einige verlassen mit Koffern und Gepäck das Haus. Andere stehen davor mit nichts als einem Rucksack auf dem Rücken, den notwenigsten Habseligkeiten. Manche verlassen das Haus nicht.

Ich verstehe dieses Bild als prophetischen Eindruck: Das Haus ist die Kirche. Ist das möglich? Wird die Kirche in den Abgrund stürzen? Und was wird mit unserer Gesellschaft, wenn die Kirche wegbricht? Wird nicht das Abrutschen dieses Hauses einen unheilvollen Abgrund

öffnen? Das darf doch nicht sein! Doch, das ist möglich: Das alte Volk hielt den Tempel in Jerusalem für unverwüstlich und ewig, eine Garantie der Gegenwart Gottes, eine stabile Versicherung für die Zukunft. Und trotzdem: der Tempel wurde zerstört. Das neue Volk trat an seine Stelle: die Gemeinde. Aber auch dieser Tempel wird nicht ewig bleiben - vor allem wenn die Christen denken, dass ihnen nichts passieren kann, sie ihre eigenen Wege gehen und sich darauf verlassen, das Volk Gottes zu sein. Ein neuer Tempel wird gebaut: Gottes Stadt, das neue Jerusalem: Gott wird bei ihnen wohnen, hier wird Gott zu Hause sein ...

Meine Meinung ist: Wir denken heute, „Corona“ sei die Krise, sie ist aber nur eine Vorstufe von dem, was kommen wird. Es wird noch schlimmer werden. Wenn wir Corona überstanden haben, haben wir die Krise noch vor uns. Es müssen nur zusätzlich zum Ausbruch eines Virus noch Naturkatastrophen kommen (Stürme, Überschwemmungen, Erdbeben), die Versorgungslage der Bevölkerung zusammenbrechen (kein Benzin, kein Strom), bürgerkriegsähnliche Zustände auftreten, die nicht mehr zu kontrollieren sind - und das alles gleichzeitig, dann haben wir wirklich eine Krise, die wir nicht mehr so ohne Weiteres abfedern oder mit hohen Investitionssummen abmildern können. Dann wird es ausnahmslos alle treffen.

Wir sollten uns darauf vorbereiten: nicht panisch, angstvoll, sondern in großer Ruhe und mit göttlicher Gelassenheit: Was werden wir dann tun? Wie werden wir als Christen leben? Wir werden dann bis zum Äußersten gefragt sein, von uns selbst abzusehen, zu helfen, zu versorgen, zu heilen, zu bewahren, zu stärken, zu ermutigen. Wir sind dann herausgefordert zu teilen, weiterzugeben, wir können uns nicht mehr zurückziehen, verbergen, unseren eigenen Glauben unsichtbar und nur für uns persönlich leben. Dann wird sich zeigen, ob wir als Christen gelernt haben, ob uns die Hinweise Gottes gelehrt haben, mit Schwierigkeiten umzugehen.

Deshalb sollten wir heute das annehmen, was Gott uns durch die Corona-Krise zeigt: weg vom Äußeren, hin zum tiefen Vertrauen auf Gott, weg vom immer Mehr des Konsums, hin zu der Fülle Gottes, weg von der Gier des Wachstums und gegenseitiger Konkurrenz, hin zum Frieden in Gott, der uns mit allem versorgt.

Was können wir heute tun, um als Christen krisensicher zu sein?

Wir sollten heute über diese Frage nachdenken, nicht erst, wenn es zu spät ist. Ganz ehrlich und offen sollten wir unser Verhalten hinterfragen, die Warnung Gottes ernst nehmen und annehmen, was wir verändern müssen.

Wir sollten daran arbeiten, als Gemeinden eine tragfähige Gemeinschaft zu sein, wo man füreinander einsteht und einander trägt und unterstützt. Wo man lernt, von sich selbst wegzusehen, um den anderen wahrzunehmen, wo man sich zurückstellt, um dem anderen zu dienen.

Wir sollten nachbarschaftliche Beziehungen knüpfen zu Christen in der Nähe, über die eigenen Denomination hinweg, damit wir im Notfall füreinander eintreten und einander begleiten können.

Wir sollten lernen, mehr aus dem Augenblick zu leben, unmittelbar, flexibel, spontan zu sein, damit wir auf das reagieren können, was jetzt gerade nötig ist. Wir planen dann nicht mehr langfristig, sondern hören beständig darauf, was Gott will. Wir machen nicht unsere Pläne, sondern fragen nach Gottes Absichten. Wir geben auf, die Kontrolle über uns, unser Leben und unsere Umstände im Griff zu haben, und fügen uns willig ein in das was Gott tut.

Wir sollten mehr soziale Fähigkeiten entwickeln: Sehen, wo wir einander helfen können, das Leid und die Not entdecken und aktiv dagegen angehen. Wir müssen lernen, mit Krankheit,

Sterben und Tod umzugehen. Das Gebet für die Kranken sollte an neuer Bedeutung gewinnen.

Die Betreuung von Kranken und Sterbenden sollte nicht nur Sache der „Alltagshelden“ sein, sondern unser gemeinsames Anliegen (trotz Ansteckungsgefahr). Niemand sollte allein gelassen oder abgeschoben werden, jedem wird in seiner speziellen Notlage mit Liebe und Fürsorge beigestanden. Wir bilden „Beerdigungsgemeinschaften“, sodass jeder in Würde und Anstand betrauert und beerdigt wird. Wir kümmern uns um die Angehörigen. Genauso haben sich die Christen in früheren Zeiten bei Epidemien, Kriegen und Notlagen verhalten.

Wir sollten ein anderes Verständnis von Erfolg und Misserfolg entwickeln, denn es muss nicht alles gelingen, perfekt und optimal sein. Es geht in unserem Glauben nicht um Perfektion und Sieg, sondern vielmehr um Durchhalten und Bleiben, Aushalten und Stillhalten, Nachgeben - diese Verhaltensweisen müssten eine neue, positive Bedeutung bekommen.

Wir sollten nicht nur auf Digitalisierung setzen, sondern auch analoge Kommunikationswege finden und ausbauen - denn im Krisenfall besteht die Gefahr, dass die digitalen Netze nicht mehr zur Verfügung stehen. Wir müssen lernen, direkt miteinander zu reden.

Wir sollten friedensfähig sein, auch dort, wo es zu unseren Lasten geht, als Friedensstifter agieren, wo es aggressiv wird, vermitteln und ausgleichen. Mutig sollten wir sein und die Stimme gegen Unrecht und Gewalt erheben. Wir sollten uns nicht vor Nachteilen und Verfolgung scheuen.

Wir sollten stärker werden im Gebet, das Gespräch mit Gott sollte für uns so wichtig sein wie das Atmen. Wir fragen in jeder Situation Gott, hören auf ihn, nehmen sein Reden erst. Wir bilden mobile, flexible Gebetsteams, die dort hingehen, wo sich Abgründe öffnen, und proklamieren Gottes Licht gegen die Finsternis.

In diesem konsequenten Handeln werden wir belastbarer, legen unsere Empfindlichkeiten ab, lassen los - auch unsere Bedürfnisse nach Konsum und einem bequemen Leben. Wir geben unsere Angst und Sorge auf. Wir vertrauen Gott. Das alles sollten wir Christen jetzt einüben, jetzt damit beginnen - das ist die Warnung von „Corona“: Es ist höchste Zeit! Corona zeigt deutlich, wo unsere Schwachstellen sind. Wenn wir jetzt nicht umdenken, um besser vorbereitet zu sein, werden uns kommende Schwierigkeiten noch weit mehr treffen als die jetzige Krise.

Johannes Stockmayer (www.bettina-johannes-stockmayer.de)

Folgende Bücher von mir gibt es zu diesem Thema:

Johannes Stockmayer, Christsein in nachchristlichen Zeiten - wir erwarten einen neuen Himmel und eine neue Erde (ISBN 978-3-95578-305-1)

Johannes Stockmayer, Der andere Friede - und was wir dazu tun können (ISBN 978-3-86716-199-2)